

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 18

Artikel: Im Lärchenhubel : Roman [Fortsetzung]
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670857>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XLIII. Jahrgang

Zürich, 15. Juni 1940

Heft 18

Der Schulausflug.

So arm war er, daß seine Mutter meinte,
Es reiche nicht dazu.
Er klagte kaum. Nur, daß er heimlich weinte ...
Das ließ ihr keine Ruh.
Doch als sie seufzend gab, was sie besaß,
War keine Stimme, die ihn mahnend rief,
Da er so leicht der Ärmsten Not vergaß
Und überglücklich hin zum Schwarme lief?
Nur gut, daß sich der Lehrer dann erbarmte
Und seine Hand ihm lieh.
Wie schnell die zage Seele da erwarnte —
Nein, das vergaß er nie!
Denn auch für ihn erbrausten nun die Räder,
Erglänzte Flur und Firn,
Die Stadt, der Markt, landaus die Lust der Mäh-
Gib Raum, du enge Stirn!

[der ...

Dann auf dem Schiff der bunte Flaggenmast,
Das Rohr des Kapitäns, das Steuerrad,
Der Kolben Stampfen, der Metalle Glanz,
Der Möven Flug und jähes Wellenbad —
O Himmel, ja ... es gab so viel zu sehen,
So köstlich war der Rausch,
Raum sah die andern er beisammen stehen
Zu guter Gaben Tausch.
Ihm wahrlich brauchte keiner was zu spenden,
Er darbt nicht, wie oft genug zu Haus.
Du liebe Welt, wie teilst du aller Enden
Und mutterfelig deine Gnaden aus!
So lief er wie ein Bräutigam zur Freite,
In Lumpen schier, der Schuh ging aus dem Leim,
Er hatte nur das Mitleid zum Geleite
Und kehrte dennoch als der reichste heim.

Paul Sig.

Im Lärchenhubel.

Roman von Ernst Eschmann.

(Fortsetzung.)

Die nächsten Tage ließen die Witwe Zumstein ganz in materiellen Dingen versinken. Sie fand sich nicht zurecht. Es mußten noch Gelder und Gültan zum Vorschein kommen, die ihr eine erträgliche Zukunft sicherten. Aber nichts wollte sich zeigen. Sie wurde unruhig, und ein Angstgefühl nahm von ihr Besitz, daß sie nicht wußte, was sie noch anfangen sollte.

In ihrer Not berichtete sie in den Lärchenhubel.

Der Bruder ihres Mannes gab ihr wohl einen Rat, was vorzukehren war. Ein Vormund mußte bestellt werden, da Noldi noch minderjährig war.

Dies Zumstein mischte sich nur mit Widerwillen in die Angelegenheiten seines Bruders, aber da ihn die Schwägerin rief, durfte er sie

nicht im Stiche lassen. Er zögerte nicht und fuhr in den nächsten Tagen in die Stadt.

Bald waren die Verhältnisse geklärt. Dres hatte in einem verborgenen Fach des Schreibtisches einen Zettel gefunden, auf dem Fredi vermutlich noch vor kurzer Zeit einen Überschlag über seine finanzielle Lage gemacht hatte. Der Bruder prüfte Posten um Posten, rechnete zu und ab.

Die Witwe, die in seinen Mienen las, ahnte, daß nicht alles in Ordnung war. „Was siehst du?“

„Die Einnahmen waren gut, ja beträchtlich. Aber nun werden sie ausbleiben. Eine Versicherung ist wohl da. Doch reicht sie nicht weit, gerade, um einen Notpfennig zu schaffen und die Ausbildung Noldis sicher zu stellen.“

„Und die Papiere?“

„Es sind nur schlechte.“

„Wo ist denn das Geld? Wir haben nie Aufwand getrieben.“

„Im Ebnet! Mehr als wir alle andern hat er zugeschossen im Vertrauen auf das junge und vielversprechende Unternehmen.“

Die Frau Direktor wurde von einem Schrecken erfaßt. Sie sank in einen Fauteuil und starrte ins Leere.

Dres schüttelte den Kopf. „Ich sehe nichts anderes.“ Er hielt der Schwägerin die Ausrechnung hin. „Man sollte nicht zu viel auf eine Karte setzen. Zinsen gehen vom Hotel fast keine ein. Große Ausstände sind da. Eine beträchtliche Abschreibung steht bevor. Es wird auch uns an den Kragen gehen.“

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel hatte das Unheil eingeschlagen. Die Witwe Zumstein hatte damit gerechnet, daß erfreuliche Dinge an den Tag kamen. Jetzt wußte sie, daß das Gegenteil der Fall war. Auf einen beträchtlichen Zuschuß von zu Hause durfte sie nicht hoffen. Ihre Eltern waren einfache Leute, die kein Vermögen aufhäufen konnten.

„Was ist zu tun?“

„Gute Überlegung braucht's, und so schnell wird's nicht gehen, bis der rechte Weg gefunden ist. Eine fatale Sache!“ Damit erhob sich Dres, da er wußte, daß sein Zug nach Kirchmatten bald fällig war.

Die Schwägerin entließ ihn mit schweren Gedanken.

Im Hinausgehen wandte sich der Bauer noch einmal um: „Der Bub, der Noldi dauert mich. Etwas Besseres hätt' ich ihm gegönnt.“ Damit stapfte er nachdenklich die Treppe hinunter.

Auf der ganzen Fahrt wirbelten ihm die Gedanken im Kopf herum. Die Sonne rüstete sich zum Untergang. Nur wenig noch stand sie über den Bergen des Goldwangs. Mit der letzten Kraft flutete das Licht über das Tal und beglänzte ein paar Wolken, die am Himmel standen. Je mehr die Sonne sank, um so herrlicher leuchteten sie auf und schimmerten wie die Flügel eines riesenhaften Adlers. Es war ein Schauspiel von berückender Schönheit. Aber Dres nahm es nicht wahr. Der Fredi! Die Schwägerin! Noldi! Alle seine Gedanken kreisten um die Verhältnisse, die ihm heute offenbar wurden. Er verstand seinen Bruder nicht. In seinen Geschäften war er immer ein so guter Rechner gewesen. Für den Staat hatte er gesorgt, den Verkehr hatte er gefördert und alles gut erwogen. Nicht in den blauen Himmel hinein hatte er phantasiert; die voraussichtlichen Einnahmen und Ausgaben eines Unternehmens waren zuverlässig gegeneinander abgewogen. Nur an seine eigenen Angelegenheiten hatte er zu wenig gedacht.

Es dämmerte. Der Zug hatte sein Ziel erreicht. Dres verließ den Wagen. Noch ein weiter Weg stand ihm bevor. Schon lange hatte er ihn nie mehr zu Fuß zurückgelegt. Jetzt war es ihm ein Bedürfnis zu gehen, und wenn ihm auch der Breiten am Bein empfindlich zusetzte, er brauchte freien Raum, um mit seinen Gedanken fertig zu werden. Und niemand wollte er um sich haben, dem er Red und Antwort stehen mußte.

Als es vollends dunkel geworden war, stapfte er wie ein Träumender dahin. Ein paarmal vergaß er, den üblichen Gruß, der ihm geboten wurde, abzunehmen.

Nur wenige Sterne standen am Himmel.

Dres kam nur langsam vorwärts. Was wird die Seline sagen, wenn er ihr alles erzählt!

Und das Gritli!

Ein Bach rauschte fern aus den Bergen.

So unruhig war's in ihm. Er hielt inne und staunte in die ungemütliche Welt.

So sehr er sich zusammenraffte und alle niederdrückenden Gedanken verbannte, stellten sie sich mit Gewalt immer wieder ein. Mit den Zumstein ging's abwärts. Um die Zeit, da der Vater gestorben, hatte es begonnen. Oder schon früher. Die Straße war Schuld daran, das Hotel! Und am meisten — Fredi, sein Bruder!

Die Schwägerin hatte ihm heute Nachmittag eine Zeitung in die Hand gedrückt. Ein Bild des Verstorbenen stand obenan. Wie ein Triumphierender hatte er auf einer Rednertribüne sich hin-

gestellt. Wimmelnde Hände klatschten ihm zu. Der Name des gefeierten Organisations lag auf aller Lippen und flog durch alle Reihen. Jetzt war er schon ein stiller Mann geworden. Neue, große Pläne hatte er mit sich ins Grab genommen. An Tausende hatte er gedacht. Für seine Familie blieb nur ein kleiner Rest.

Dres hatte das Tobelgut erreicht. Die hellen Scheiben der Stube warfen einen matten Schein auf die Straße. Jetzt ging die Türe. Der Simmeler trat mit einer Laterne ins Freie und steuerte nach dem Stall hinüber. Es war der übliche Gang des Bauern, um gewiß zu sein, daß über Nacht alles in Ordnung war.

Boß tausend! Dem wollte er nicht vor die Augen kommen. Sie würden ihn ausfragen über dies und das, und ein giftiges Wort gab er ihm noch mit auf das letzte Stück seiner Wanderung.

Dres beschrieb im Dunkeln einen Bogen und zog weiter, als der Simmeler in der Scheune verschwunden war.

Endlich war er auf der Höhe des Ebnet angelangt.

Ob Gritli schon zur Ruhe gegangen war?

Es war spät.

Der Vater lauschte in die Nacht. Kein Lüftchen ging. Ein Käuzchen schrie. Weit in der Ferne bellte ein Hund.

Dres setzte sich auf einen Stuhl des Wirtschaftsgartens. Und ob auch niemand kam und ihn niemand entdeckte, tat es wohl, hier auszuruhen. Der Marsch war beschwerlich gewesen, zu beschwerlich für ihn. Jetzt erst, da er saß, taten ihm die Glieder weh.

Aber das war alles nichts gegen das... was er wußte, was ihn so bedrückte.

Nun ging der Mond auf. Eine schmale Sichel schob sich hinter einem mächtigen Wall herauf. Sie vermochte keine große Helligkeit in die Nacht zu tragen. Totenstill war's ringsum.

Halt! Nun rührte sich etwas. Schritte im Haus!

Dres erhob sich und ging auf die Türe zu.

Man kam drinnen über die Treppe. Jetzt wurde eine Lampe angedreht. Die Haustüre wurde geöffnet.

„Vater, du bist's! Um des Himmels Willen, was ist geschehen?“, drang Gritli in ihn.

„Ich komme aus der Stadt.“

„Und zu Fuß bist gegangen.“

„Das tut wohl, wenn man allerlei zu verwerfen hat.“

Gritli wußte nicht, was das zu bedeuten hatte.

„Aber komm doch herein! Ich sehe, du brauchst Erholung.“

Die Tochter führte den Vater in das kleine Stübchen neben der großen Wirtsstube, und alsobald war von den Dingen die Rede, die ihm auf dem ganzen Heimweg durch den Kopf gegangen waren.

Gritli konnte nicht begreifen, was es hören mußte. Fredi, der Direktor, der Allerweltsunternehmer, ließ seine Familie in solcher Unsicherheit zurück. Gewiß! Er hatte nie daran gedacht, daß er so bald von der Welt abberufen würde. Ganz anders hatte er's im Sinne gehabt, und einmal hatte er's gesagt, Gritli erinnerte sich gut: Es kommen dann schon noch die Zeiten, wo ich mehr an mich und meine Angelegenheiten denken kann.

Dres drängte nach Hause. Die Seline wartete gewiß schon lange auf ihn. „Die Sache wird noch zu reden geben,“ bemerkte er und schüttelte den Kopf dazu. „Gute Nacht denn, Gritli!“ Dann nahm er den steilen Anstieg unter die Füße. Er wählte den geraden Pfad, der die Kehren der neuen Straße schnitt. Und jetzt bemerkte er, wie zum ersten Mal ein Widerwillen gegen den Paß ihn beschlich. Das Geld, das er für das Land gelöst, war verloren. Und noch mehr dazu! O, hätte er noch die schönen Matten, den vorbildlichen Viehstand und den Hannes!

Ein Licht blitzte herunter. Es kam aus der Stube seines Heims. Wie sagte er's der Mutter? Es freute ihn nicht, in die Stube zu treten. Eine Turmuhr schlug in der Ferne. Er stand still, stützte sich auf den Stock und schöpfte Atem.

Wie schön hätten sie es haben können, ohne all das! Dem Gritli zulieb waren sie so weit gegangen. Jetzt wußte er's: mit der Güte konnte man abseits geraten.

Die Mutter war glücklich, als sie ihn an seinen Schritten erkannte. Sie öffnete ihm die Haustüre. „Ich habe bald Angst gehabt.“

Dann setzten sie sich aufs Ofenbänkchen.

Seline stellte etwas Most auf den Tisch, Brot und Käse. Dann kam die Angelegenheit Fredis zur Sprache. Bis weit über Mitternacht hinaus dauerte der Austausch ihrer Gedanken. Im Grunde waren sie gleicher Meinung. Sie sorgten um Gritli. Und in Seline wurde eine Enttäuschung wach und meldete sich immer lauter. Der Fredi! Sie hatte ihn bewundert, was er leistete, was ihm gelang und wie er die Leute für alles zu gewinnen verstand, wenn er sich einmal einen Plan in den Kopf gesetzt hatte. Von Stufe zu Stufe war er gestiegen. Es hatte keine

angesehener Persönlichkeit gegeben zu Stadt und Land.

Dann endlich löschten die Bauersleute das Licht und begaben sich zur Ruhe. Geschlafen wurde nicht viel. —

Der Winter war im Anzug. Es stürmte über die Berge. Die Paßstraße lag verwaist. Nur selten kam noch ein verspäteter Wanderer daher. Eine unheimliche Stille lastete in den Räumen des Ebnet-Hotels. So ging es seit Wochen. Erst am Samstagabend rückten ein paar Nachbarn ein, um einen Schoppen zu trinken und einen Jaß zu klopfen. Gritli bewältigte mit Anneli alle Arbeit im Hause. Nur am Sonntag kam eine Aus- hilfe, um einen kleinern Ansturm um die Vesperzeit zu bewältigen.

Eines Tages kehrte Werner Buchwalder aus dem Grenzdienst zurück. Der Krieg war zu Ende. Man atmete auf. Die Heimat war unverlezt geblieben im Toben der Völker. Aber sie hatte mitgetragen am großen Unglück, das die Länder heimgesucht hatte. Es brauchte lange, bis auch hier aller Schaden gemildert war, der alle Betriebe wie jeden einzelnen betroffen hatte.

Das leere, tote Haus erschreckte den Direktor. Gritli gab sich Mühe, eine bessere Stimmung zu schaffen. Umsonst.

Werner überraschte sie einmal im kleinen Zimmer neben dem Büfett. Sie weinte.

„Was flennst?“ Ungemütlich, so herzlos tönte die Frage.

Es kam keine Antwort.

„Bin ich schuld, daß der Krieg dazwischen gekommen ist und uns einen so dicken Strich durch die Rechnung gemacht hat! Ich fürchte, daß sich das Hotel nie mehr erholt.“

Gritli schluchzte.

„Fredi, so klug er gewesen ist, hat doch auch einmal eine falsche Rechnung gemacht. Der Paß liegt abseits. Die Einzugsgebiete reichen nicht aus, ihm einen beständigen guten Zuzug zu sichern. In Moosbrücken drüben hocken sie in ihren Stuben. Ihr Hinterland führt ans Ende der Welt. Der große Verkehr zwischen dem Osten und dem Westen wird vom „Rucken“ bewältigt, wie er's seit Jahrzehnten getan hat. Es dauert lange, bis die harten Köpfe umgelernt haben, daß der neue Goldwang viel bequemer ist.“

„Wir werden nun abwarten müssen, wie sich die Verhältnisse gestalten,“ wandte Gritli ein.

Werner wies sie zurecht: „Zu lange haben wir der Sache schon zugeseht.“

Es wurde still.

Dann rückte Werner mit seiner Neuigkeit heraus. „Ich habe nach etwas anderem Umschau gehalten.“

Gritli erschrak. Ohne sich mit ihr zu verständigen, war ihr Mann vorgegangen! Und einmal hatte es eine Zeit gegeben, da keines einen Schritt ohne Wissen des andern tat.

„Es ist etwas Gutes. Wir sind unabhängig von den Wechselfällen des Wetters. Mit den Launen der Sportsleute wie der internationalen Fremden hätten wir nicht zu rechnen.“

Gritli lauschte gespannt.

„Wir könnten die Leitung eines alpinen Sanatoriums übernehmen. Die Kranken bleiben nicht nur für ein paar Tage oder zwei und drei Wochen. Die Ärzte rechnen mit Monaten, mit halben und ganzen Jahren. Große festliche Aufregungen und Mehrarbeiten gibt's nicht. Die Patienten müssen früh zu Bett. Wir bekommen einen langen Feierabend.“

„Wo liegt das Hotel?“

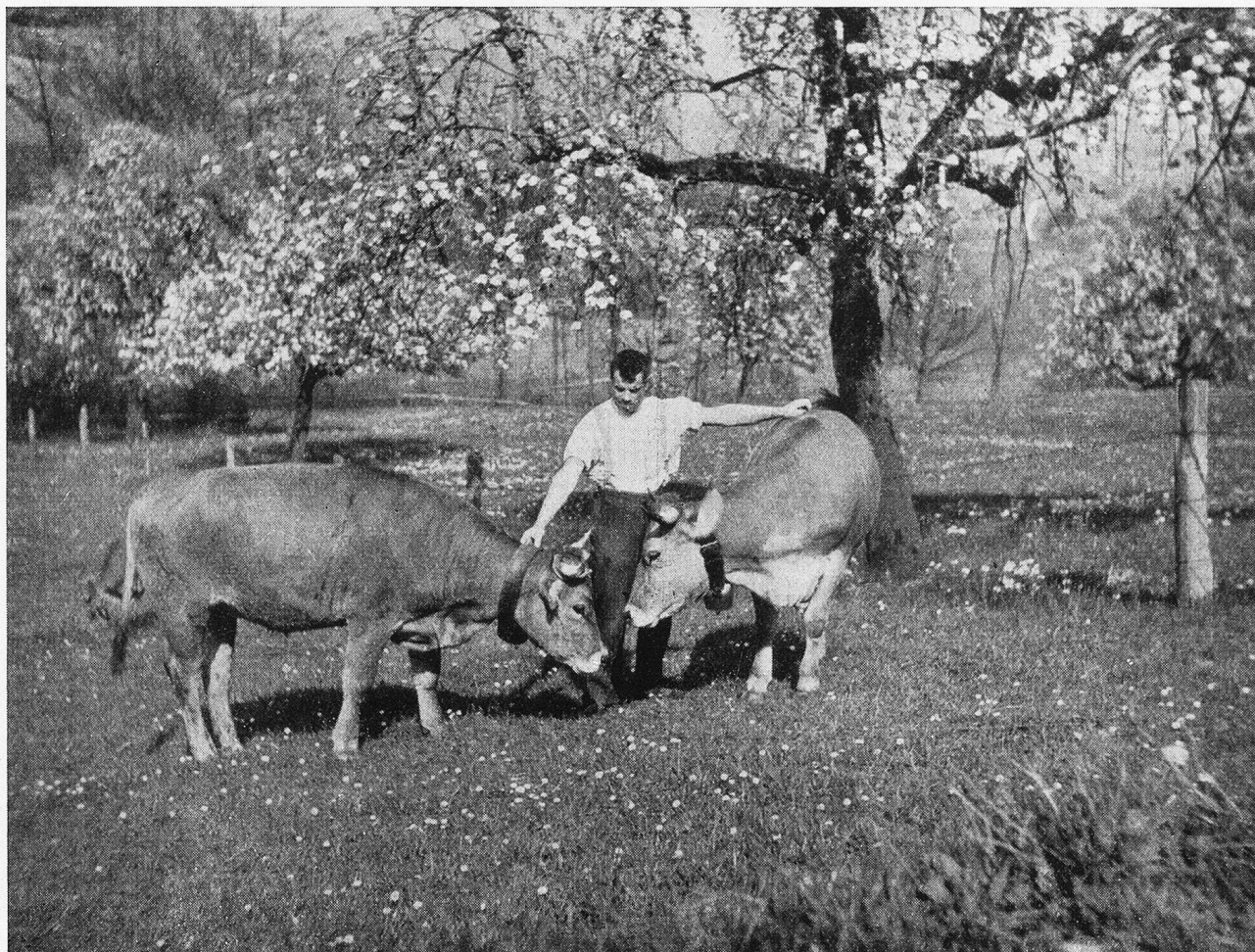
„In Gletschen.“

„Und was für Kranke sind es?“

„Tuberkulöse, die eine reine Luft und viel Sonne brauchen.“

Gritli mußte sich Gewalt antun, um nicht mit einem deutlichen Zeichen der Abneigung dazwischen zu fahren. Eine Erinnerung stieg auf, die sich unauslöschlich ihr eingepägt hatte. Vor Jahren war es gewesen. Sie war noch halb Kind. Sie besuchte mit andern Klassengenossen eine Schulfreundin, die in den Bergen, in so einem Sanatorium, hatte Zuflucht nehmen müssen. Sie sah den großen Bau mit den langen Liegehallen noch deutlich vor sich. Sie hörte das Hüfteln, das auf den Balkonen laut wurde. Die weißen Schwestern gingen mit den Fieberthermometern durch die Gänge. Ärzte in ihren weißen Mänteln stiegen über die Treppen. Die Türe eines Saales öffnete sich. Nun schoben sie auf einem Wagen einen Patienten, der eben eine Operation überstanden hatte, in sein Zimmer zurück. Er rührte sich nicht. Gritli wußte noch genau, was für einen furchtbaren Eindruck ihm dieser Transport gemacht hatte. Und in ein solches Haus sollte sie kommen? Nimmermehr! Für Gesunde wollte sie arbeiten, Tag und Nacht, wenn es sein mußte. Sie konnte nichts dafür. Die Luft eines Spitals ertrug sie nicht. Es mochte eine Überempfindlichkeit sein, sie kam nicht darüber hinweg.

Werner merkte gleich, daß ihr diese ungewöhnliche Umgebung zu schaffen machte. „Ich kenne das. Man gewöhnt sich bald daran. Ich



Gute Freundschaft.

Phot. Feuerstein, Schulz-Larasp.

habe einmal aushilfsweise in so einem Betrieb gearbeitet."

"Aber ich werde mich nie einleben können."

"Wenn man muß! Wollen wir unsere kostbare Zeit vertrödeln hier im Ebnet, auf dem wir solche Erfahrungen gemacht haben."

"Es wird noch andere Möglichkeiten geben."

"So günstige nur alle paar Jahre einmal."

"Du hast dich bereits verpflichtet?"

"Der Abschluß des Vertrages liegt nur noch an einem Häklein."

"Das wäre?"

"Eine Einlage müssen wir leisten. Mindestens 30,000 Franken. Sie würden uns sichergestellt."

"Eine Einlage — und sichergestellt — wie sicher?"

"Es soll pro forma sein, daß wir selber am Unternehmen Interesse haben."

"Wie oft sind die besten Sicherheiten zu Wasser geworden."

"Gritli, du wirst ungemütlich."

"Der Krieg hat ein Heidengeld verschlungen.

Die größten Reserven sind aufgebraucht worden. Jeder Einzelne hat bluten müssen. Da könnten die Patienten ausbleiben, und mit der Garantie wär's aus."

"Gletschen ist in aller Welt berühmt. Eine so reine Luft und eine so lange Sonnenzeit finden sie nirgends."

"Wo müßten wir das Geld hernehmen?"

Werner zuckte mit den Achseln und wandte sich um. Er guckte nach dem Lärchenhubel.

"Ich fürchte, der Vater wird nicht dabei sein."

Von nun an wurde jeden Tag von Gletschen gesprochen. Werner drängte: "Du bist dann schuld, Gritli, wenn einer uns die gute Chance weg schnappt."

Gritli getraute sich nicht, die Hilfe seiner Eltern weiter in Anspruch zu nehmen.

Als sie einmal gemeinsam im Ebnet anrückten, hieß sie Werner so freundlich willkommen, wie schon lange nicht mehr.

Dres stuzte. Der Mutter tat's wohl.

Gritli komplimentierte sie ins kleine Stübchen.

„Da sind wir ganz unter uns,“ sagte Werner. „Ich hätte einmal etwas zur Sprache gebracht. Wir sind nicht gleicher Meinung, Gritli und ich.“

Die Mutter wurde ängstlich. „Ihr werdet doch nicht streiten.“

Jetzt entwickelte Werner seinen Plan und redete sich in eine mächtige Begeisterung hinein.

Je eifriger er wurde, um so tiefer gruben sich die Falten in die Stirn des Vaters. Dann schaute er fragend nach seinem Tochtermann. „Und das Ebnet, in das wir solche Summen steckten, gibst du preis?“

„Und Gritli soll fort?“ jammerte die Mutter.

„Ich will ja nicht!“ weinte es.

Lange wurde hin- und hergeredet. Man kam an kein Ziel.

Dies brachte gute Gründe vor. Er durfte sich nicht der letzten Mittel berauben. Vielleicht mußte er noch helfen in der Stadt. Die Schwägerin schränkte sich ein, so gut es ging. Sie war im Begriffe, eine kleinere Wohnung zu beziehen und den großen, vornehmen Haushalt aufzugeben. Noldi brauchte noch einiges für seine Ausbildung. Er mußte ins Ausland. Und alles kostete Geld.

Der Direktor sah gleich, daß seine Bemühungen umsonst waren. Die Stimmung schlug um. Er biß auf die Lippen. Es fehlte nicht viel, und mit ein paar bitteren Worten schuf er eine verzweifelte Stimmung.

Die Mutter suchte nach ausgleichenden Worten. „Das ist wahr, Kranke haben es immer gut gehabt bei dir, Gritli. Der Großvater hat gerühmt, und wie hast du den Hannes wieder auf die Beine gestellt!“

„Meine Patienten müssen mir nahestehen. Wie haben's die Fremden: Mit einem Dankeschön verschwinden sie auf Nimmerwiederssehen, und gleich sind andere da. Und viele kommandieren und fordern. Wir zahlen's ja, ist ihr Spruch. Da soll man die Geduld nicht verlieren und freundlich dreinschauen dazu.“

„Ich brächt's auch nicht fertig.“ Die Mutter drang nicht weiter in Gritli.

Wie schon oft, schritten die Eltern schweren Herzens nach Hause.

Im Ebnet lag Unfriede in der Luft. Man sparte die Worte und vermied es, einander zu begegnen. Noch einmal folgte eine laute Auseinandersetzung, als die letzte Stunde der Entscheidung da war. Sie brachte keine Änderung. Das Sanatorium wurde aus der Hand gegeben. Werner wettete durchs Haus, und jeder Gast

war ihm willkommen, mit dem er einen Schoppen trinken konnte. —

Ein Glück war's, daß Noldi für eine kurze Ferienwoche im Ebnet einzog. Er brachte Gritli Abwechslung und Unterhaltung. Ein trefflicher Bursche war er geworden, rührig und unternehmungslustig, und einer, der die Hand nicht untätig in den Schoß legen konnte. Er hatte wohl Ferien. Aber das bedeutete für ihn doppelte Arbeit. Bald steckte er oben im Lärchenhubel, in Haus und Scheune und Holzschopf. Stundenlang erzählte er nach Feierabend seinem Onkel, was für Versuche sie in der landwirtschaftlichen Schule machten, was geriet, was mißriet, und was für neue Proben sie vorbereiteten.

Im Ebnet baute er den Gemüsegarten um. Die Blumen und Lauben kamen auch nicht zu kurz. Als die Beete ins Wachsen gerieten und der erste, ergiebige Frühlingsregen niedergegangen war, schossen die Sämlinge empor, und Gritli hatte eine mächtige Freude, daß Noldi so gut und klug gearbeitet hatte.

Werner sagte nicht viel. Nie hatte es ihn zu Gartenarbeiten hingezogen. Dann war ihm am Ebnet nicht mehr viel gelegen. Er durchstöberte alle Zeitungen und war eifrig darauf bedacht, da ihm die eine Gelegenheit entgangen war, eine andere zu erhaschen.

Die warmen Tage brachten die ersten Frühlingsgäste. Tische und Bänke mit den farbigen Schirmen wurden ins Freie gestellt. Die Hänge belebten sich. Die Wiesen prangten in leuchtendem Gold. Dann begannen die Bäume zu blühen. Die Erde wurde ein Paradies.

Gritli konnte diese Tage nicht genießen. Sein Herz war schwer. Es merkte: Werner war nicht bei der Sache. Er lief durchs Haus, aber seine Gedanken flatterten davon. Er war es nicht gewohnt, daß ihm Widerstand geleistet wurde. Bis jetzt war ihm das meiste gelungen, und er hatte immer Leute gefunden, die ihn in den Sattel hoben. Der Tod Direktor Zumsteins war ein empfindlicher Schlag. Vielleicht hätten sie es zusammen doch noch durchgesetzt, daß drüben im Wäldchen eine idyllische Badeanlage erstellt worden wäre. Neue Prospekte mit verlockenden Bildern hätte man gedruckt und in alle Welt geschickt.

Aber jetzt! Seinetwegen! Noch diesen Sommer hielt er aus. Wenn auch dieser fehl ging, fesselte ihn keine Macht der Welt mehr ans Ebnet.

Gritli war allein noch der gute Geist im Hause. Es unterhielt sich mit den Gästen und wußte für

jeden ein passendes Wort. Es stand im Office, und wenn es entdeckte, daß ein Auto im Begriffe war, fortzufahren, sprang es herbei und verabschiedete seine Kundschaft mit einem herzlichen Lebewohl. Wo eine Unstimmigkeit aufkam, ging es der Sache auf den Grund und mahnte zum Frieden. Ihm zuliebe hielt ein Mädchen aus, das vom Direktor abgekanzelt worden war. Nichts konnte man ihm mehr recht machen. Nur was das Anneli tat, fand seine Billigung. Anneli komm! Anneli lauf! könnte es tagsüber durchs Haus.

Berner Buchwalder dirigierte aus seiner Ecke in der Wirtsstube. In letzter Zeit meldeten sich viele Dienstkameraden. Während der Mobilisation hatte er manche Freundschaft geschlossen. Nun tauchten sie eifrig im Ebnet auf, Offiziere und Unteroffiziere aller Grade. Man frische Erinnerungen auf und trank einen Schoppen dazu. Oft auch eine gute Flasche, oder zwei.

Anfänglich hatte sich Gritli dieses Zuzuges gefreut. Als es aber sah, wie die Wogen der militärischen Begeisterung immer höher gingen und ganze Batterien der besten Weine aufrückten, wurde es ängstlich und wünschte die laute Gesellschaft über alle Berge. Mit allerlei kleinen Aufträgen suchte es Werner der singenden und johlenden Kunde zu entziehen. Doch er merkte, worauf es seine Frau abgesehen hatte und achtete ihrer Winke nicht.

Anneli schlängelte sich wie ein Käzchen durch das militärisch befeuerte Volk und ließ sich manchen gepfefferten Wortwitz gefallen, indessen einheimische Landleute die Ohren spitzten und ihre Betrachtungen anstellten.

Am späten Abend eines bewegten Sonntags war es gewesen. Gritli war daran, noch einmal durch alle Räume zu gehen. Die Ausflügler waren alle davon. Die letzte Arbeit war noch zu besorgen. Sie pflegten sie gemeinsam zu erledigen, die Wirtsleute im Ebnet.

Wo war ihr Mann?

Gritli wartete auf Werner.

Das Anneli war auch nicht da.

Die Wirtin rief.

Sie läutete.

Kein Mensch kam zum Vorschein.

Nun ging sie in den Garten und schritt alle Wege ab.

Da waren sie auf einmal da, ihr Mann und das Anneli.

„Was willst?“, fragte er sie.

„Hinauf möchte ich. Die Kasse ist noch nicht gemacht.“

„Dazu wird noch alle Zeit sein.“ Aber nun bequemte er sich doch, im Office die übliche Abrechnung vorzunehmen.

Kein Wort wurde gesprochen.

Zuletzt nur bemerkte der Gastwirt schmunzelnd: „Es hat heute rentiert,“ und Gritli müsternd, setzte er mit einem Anflug von Spott fort: „Und du machst ein Gesicht dazu wie sieben Tage Regentwetter. Was brauchst's eigentlich, bis du wieder einmal zufrieden bist!“

Gritli blieb still. Tränen traten in seine Augen. „Komm!“, sagte es, raffte die Wertaschen zusammen und stieg über die Treppe hinauf in ihre kleine Behausung.

Was hatte ihr Mann mit dem Anneli zu tun gehabt? Es lohnte sich, auf beide ein Augenmerk zu haben! —

Seit jenem Abend brannte eine Wunde im Herzen der jungen Wirtin. Was sollte sie tun? Mit niemand getraute sie sich, ein Wort darüber zu reden. Die Mutter wollte sie nicht mit neuen Sorgen beladen. Vom Vater wußte sie, daß er längst nicht mehr gut zu sprechen war auf seinen Schwiegersohn.

Der Sommer war im Gang. An Kurgästen fehlte es nicht. Der Betrieb war besser, als sie sich alle gedacht. Viel Einheimische waren da. Volk aus der Stadt. Man scheute die Kosten einer weiten Reise, und es lohnte sich wirklich, einmal die Schätze der engern Heimat zu genießen. Der Paß war gut befahren. In Scharen kamen sie von Moosbruden her, und ehe man sich wieder in der Hitze des Tales verlor, genoß man den Schatten des Ebnetgartens.

Gritli hatte gar keine Zeit mehr zum Grübeln. Es hoffte mit seinen Eltern, der Strom der Gäste halte an und zeitige am Ende des Jahres einmal einen Abschluß, der befriedigte. Dann suchte auch Werner nicht mehr nach neuen Chancen.

Der Werner! Kannte sie ihn noch? Sie hatten in diesen bewegten Wochen aneinander vorbei gelebt. Mit geschäftlichen Dingen hatten sie sich unterhalten. Die Worte gingen nicht tiefer. Und wenn sie einmal einen stillen Augenblick erhascht hatte und ihren Mann festhielt, wich er aus und schützte Berrichtungen vor, die noch erledigt werden mußten.

Die Wunde blieb. Der Außenstehende bemerkte sie nicht.

Die Mutter warf nur einmal die Bemerkung hin: „Gritli! Du hast gar keine Farbe mehr.“

„Wie soll man in diesem Trubel rote Wangen bekommen!“, erklärte sie. Nur sie wußte, was am Mark ihrer Lebensfreude nagte.

Der Sommer spendete viel sonnige Tage. Man war in eine Schönwetterlage hineingerückt, die Bestand zu haben schien.

„Wenn's nur noch hält bis zum 1. August!“, wünschte man ringsum. Schöne Festlichkeiten waren geplant. Da das Hotel so gut besetzt war,

lohnte es sich, den Gästen etwas Besonderes zu bieten. Sie selber waren auch gerne bereit, sich fleißig an allen Vorbereitungen zu beteiligen. Junges Volk war da, das den Wald durchpirschte und Holz sammelte für ein prächtiges Feuer. Einen trefflichen Platz hatte man ihm ausgesucht, von dem aus es bis nach Kirchmatten und ins breite Tal hinunter zündete. Oben, auf der Höhe des Lärchenhubels sollte es abgebrannt werden, unweit der „Lärche“, wo das Bänklein stand. (Fortsetzung folgt.)

Juni.

Kann ich der Erde Trunkenheit nicht halten —
Den Fliederduft, der Rosen dunkle Pracht,
Und deine Küsse, die wie Taumelfalter
Auf Blumen sinken in die schöne Nacht?

Kann ich des Lebens Seligkeit nicht halten —
Der Sonne Licht und ihrer Spiele Macht,
Sein tiefes Rauschen in des Mondes Walten,
Verströmend in die Sommernacht?

Olga Diener.

Im Blust nach der „Hohlen Gasse“.

Von Ernst Eschmann.

Die Auffahrt 1940 war ein Tag herrlichster Prägung. Der Frühling zog mit goldenem Gepter durchs Land. Mit einem Schlag waren die Knospen aufgebrochen, und wo ein Hang dem Süden zu lag und ein Tal den warmen Winden

geöffnet war, blühte es mit einem Mal. Die Birn- und Apfelbäume hatten es so eilig, daß sie nicht hinter den Kirschbäumen zurückstehen wollten. So ging es an ein Wettfeiern und Wettblühen landauf und -ab, und der Freund so bezaubernder



Kurhaus Baumgarten bei Immensee.